Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Herausgeber: Hochparterre

Band: 26 (2013)

Heft: 9

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In einem Becken vor der Manufaktur in Sultanhani werden alte Kelims gefärbt.

Kette aus Baumwolle, Knöpfe aus Wolle: Die Materialien lassen sich einzeln färben.

Mit einem feinen Häkchen werden die alten Fäden aus dem Teppich gezogen …

… und neue Knöpfe hinzugefügt.

Durch das andersfarbige Garn wird die neue Zeichnung sichtbar.

Mit Dampf werden der alte und neue Flor verbunden.

Claudia Caviezels grafischer Entwurf für die Teppichserie ‹Surava›.

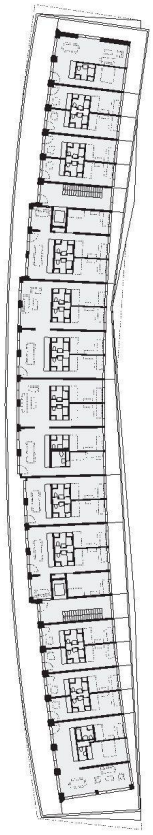
Pixel knüpfen

Blutrot leuchtet das Wasser. Im Becken vor der Baracke färben zwei türkische Teppichmacher alte Kelims, die Ätze riecht beissend. Die kleine Manufaktur in Sultanhani in Zentralanatolien ist eine von vielen, in denen die Teppiche des Möbelhauses Pfister entstehen. In der Türkei werden kaum mehr neue Teppiche hergestellt, seit ein paar Jahren floriert das Geschäft mit rezyklierten Kelims. Deshalb sammelt Ahmed Diller, der Besitzer der Manufaktur, in den umliegenden Dörfern gebrauchte, handgeknüpfte Teppiche. Diese werden gebleicht und umgefärbt. Weil die Kette aus Baumwolle, die Knöpfe aber aus Wolle bestehen, lassen sich die Materialien einzeln einfärben, während das alte Muster sichtbar bleibt. Diese bunten Textilien werden dann in Stücke geschnitten und zu neuen Teppichen genäht.

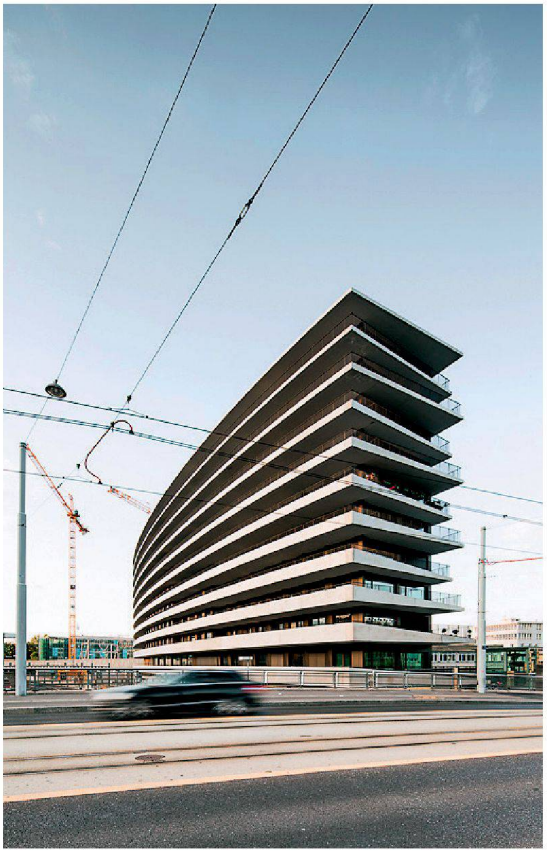
Die Patchwork-Ästhetik hat sich über die Jahre abgenutzt. Um etwas Neues zu entwickeln, fuhr Niels Blättler, der für Atelier Pfister verantwortlich zeichnet und seit bald fünfzehn Jahren den Teppicheinkauf des Unternehmens leitet, diesen Frühling mit der Textildesignerin Claudia Caviezel nach Zentralanatolien. Dort entwickelten die beiden gemeinsam die Idee für Atelier Pfisters neue Teppichserie ‹Surava›.

Auf dem Boden der Baracke sitzt ein türkischer Teppichmacher, streicht über den Teppich vor sich und zieht mit einem feinen Häkchen alte Fäden heraus, um dann neue hineinzuknüpfen. Normalerweise tut er dies an durchgetretenen Stellen und restauriert so den Kelim. Diese Fertigkeit inspirierte Claudia Caviezel: «Ich nutze dieses Handwerk, um die bestehenden Ornamente mit neu eingeknüpften Zeichnungen zu ergänzen.» Die Technik beeinflusste auch ihre Designs, da es sich mit den Knoten ähnlich verhält wie mit den Pixeln beim Fotografieren: Je mehr Einzelpunkte, desto schärfer das Bild respektive je mehr Knoten pro Quadratmeter Teppich geknüpft werden, desto feiner die Qualität und desto grösser der Aufwand – je nach Typ sind es über eine Million Knoten pro Quadratmeter. «Ich musste meine Entwürfe reduzieren, damit sie mit möglichst wenigen Knoten gefertigt werden können.» Produziert werden nun zwei Varianten mit einer grafischen und einer floralen Zeichnung, in je drei Farbstellungen. Bis ein neuer Teppich von zwei mal drei Metern mit einem schwierigen Muster fertig geknüpft ist, dauert es rund drei Monate. Für Claudia Caviezels neue Muster benötigen die türkischen Knüpfer drei Wochen – das ist zwar immer noch aufwendig, bei dem türkischen Mindestlohn von 350 Euro monatlich scheint sich dieser Aufwand für das Upycling aber zu rechnen. Lilia Glanzmann, Fotos: Stefan Amstadt

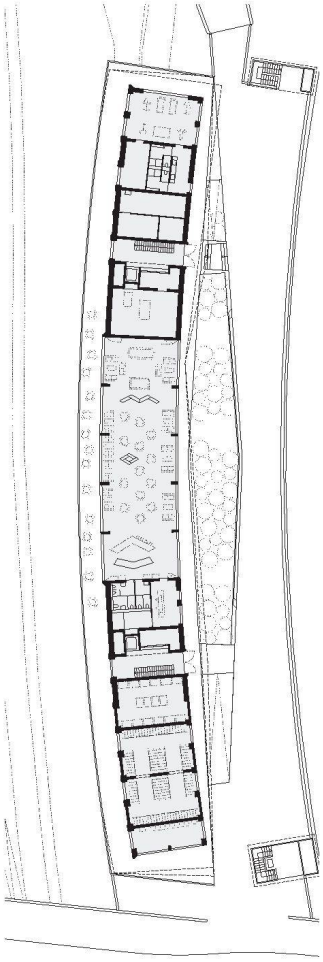
Teppichserie ‹Surava›
Design: Claudia Caviezel, St. Gallen
Produktion: Pfister, Suhr
Bezug: Pfister-Filialen
Masse: 170 × 240 cm
Preis: Fr. 2850.–



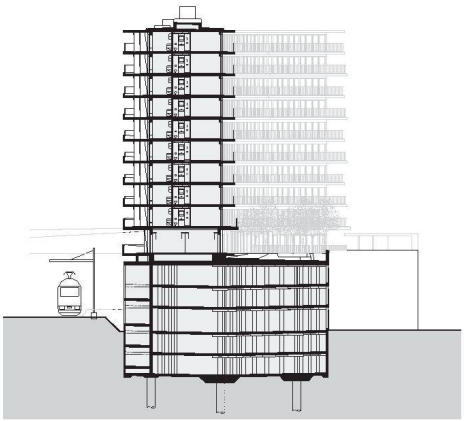
2. Obergeschoss



Elegant schmiegt sich das Gebäude ans Gleisfeld.



Erdgeschoss



Das schlanke Gebäude sitzt auf einem Parkhaus zwischen den Gleisen und dem Sécheron-Areal.

0 5 10 m

Alle Studentenzimmer kommen in den Genuss einer prächtigen Aussicht.

Zwei Gesichter

Das Hochschulinstitut für internationale Studien und Entwicklung (IHEID) in Genf ist 2008 aus der Fusion zweier Institute hervorgegangen. Zurzeit entsteht beim Bahnhof der IHEID-Neubau ‹Maison de la Paix›. Auf der gegenüberliegenden Seite der Gleise ist seit letztem Jahr das Studentenhaus des IHEID in Betrieb, ein zehngeschossiges, lang gestrecktes, schmales Haus. Als Baugrund stand ein Parkhaus zur Verfügung, das zurzeit des Studienauftrags erst auf Plänen bestand.

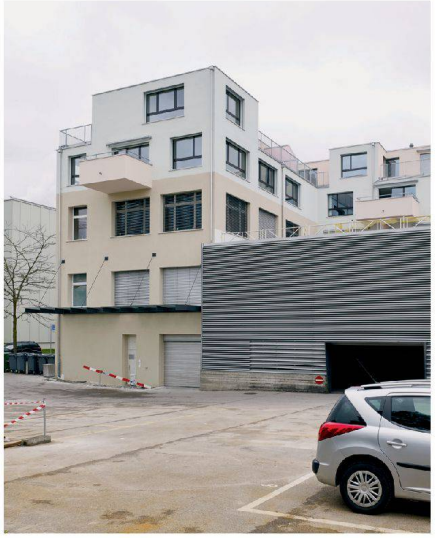
Hiéronyme Lacroix und Simon Chessex nahmen in ihrem Entwurf die radiale Struktur des Parkings auf, schoben die Baumasse ganz an den westlichen Rand des Nord-Süd-orientierten Grundstücks und entwickelten ihr Gebäude in die Höhe. Damit schufen sie auf der Ostseite einen schmalen Freiraum, der in das neue Netz von Fussgängerverbindungen zwischen ‹quartier international› und See eingebunden ist.

Eine ‹Hotelstruktur› war nicht möglich, zu unterschiedlich sind die beiden Seiten: im Osten der Blick über die Stadt und den See bis hin zum Mont-Blanc, im Westen das Gleisfeld. Also reduzierten die Architekten den Querschnitt aufs Minimum und konzipierten ein langes Gebäude mit zwei vertikalen Erschliessungen. Sämtliche Unterkünfte – vom Studio bis zur 4-Zimmer-Wohnung – sind zweiseitig orientiert. Gegen den See hat jedes Zimmer einen privaten Aussenraum, gegen die Bahn dient der Laubengang auch als gemeinsamer Aussenbereich.

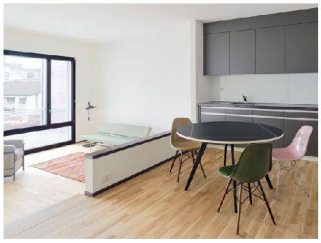
Dem Bahnlärm begegneten die Architekten mit einer architektonisch wirkungsvollen Massnahme: Die Höhe der Betonbrüstung nimmt von oben nach unten von Geschoss zu Geschoss zu, so dass die Schallwellen nicht auf die Fassade, sondern auf die schallschluckende Decke treffen. Mit Lust spielten die Architekten mit der Geometrie. So entspricht der geschwungene Fassadenverlauf der Seeseite dem Brüstungsverlauf der Bahnseite, während die Balkonkanten der Seeseite als geknickte Gerade ausgebildet sind, die sich am Fassadenverlauf der Bahnseite widerspiegelt.

Das Innere der Unterkünfte ist einfach und zweckmässig, aber nicht spartanisch eingerichtet. Blickfang ist der schiffsmässig gestaltete Sanitärkern im Zentrum. Anders als man erwarten könnte, bearbeiteten die Architekten alle Phasen, hatten also auch die Kostenkontrolle und die Bauleitung. **Werner Huber, Fotos: Radeck Brunecky**

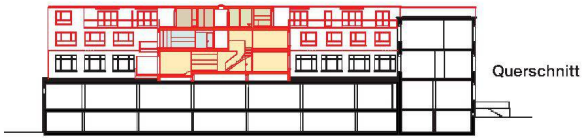
Studentenhaus IHEID, 2012
Avenue de France 20–22, Genf
Bauherrschaft: **IHEID, Genf**
Architektur: **Lacroix Chessex Architectes, Genf**
Landschaftsarchitektur: **Vogt Landschaftsarchitekten**
Kosten (BKP 1–9): **Fr. 37,8 Mio.**



Divers verdichtet: Die Architekten stocken das Büro- und Gewerbehaus mit Coop-Filiale in Zürich-Oerlikon mit Wohnungen auf.

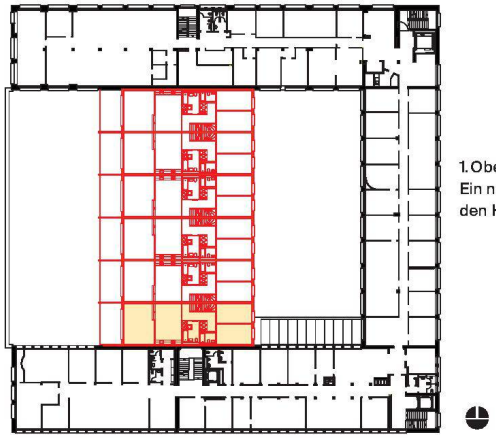


Die Wohnungen über dem Erdgeschoss sind zweigeschossig und zur Dachterrasse hin überhoch.



Querschnitt

2. Obergeschoss: Ein langer Flur verbindet die beiden bestehenden Treppenhäuser.



1. Obergeschoss: Ein neuer Riegel teilt den Hof.

Komplex aufgestockt

Das Grundstück in Zürich-Oerlikon war lange wenig dicht bebaut. In den Vierzigerjahren wurde ein Gewerbe-U um einen Hof gebaut, den seit 1998 eine Ladenfläche im Erdgeschoss füllt. Birchmeier Uhlmann Architekten nutzen die Parzelle nun mit Wohnungen maximal aus. Den Flügel an der Hauptstrasse stockten sie um ein Geschoss auf, den hinteren um zwei. Dazwischen spannten sie einen neuen Riegel, der den Zwischenraum in einen offenen und einen geschlossenen Hof teilt. Damit die Aufstockung den Bestand nicht zu stark belastet, wählten die Architekten eine Leichtbauweise mit Holz. Die verputzte Fassade lässt Neubau und Bestand verschmelzen. Verschiedene Farben erklären, was alt, aber neu isoliert ist, und was neu aufgestockt wurde.

Niveauunterschiede, verschiedene Bauetappen, eine neue Nutzung: Die Aufgabe war verzwickt. Doch die Architekten haben passende Antworten parat. Im neuen Flügel über dem Coop-Laden verbinden sie die beiden bestehenden Treppenhäuser mit einem langen Korridor. Die Aufstockung an der Strasse ist über die Dachterrasse erschlossen. Im hinteren Gebäudeteil wird die Sache komplizierter. Ein Stichgang führt zur einen Seite, die andere ist über ein drittes Treppenhaus angebunden. Die Erschliessung macht das Haus vielfältig, erschwert aber die Orientierung. Damit die Bewohner den Weg trotzdem schnell finden, sind die Wohnungen nummeriert. Die Zahlen schaffen pragmatisch Klarheit.

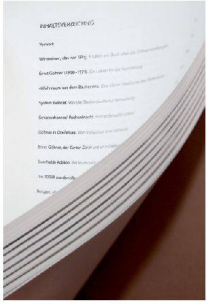
Breit gefächert sind die Grundrisse. Mal sind sie auf eine, dann auf drei Seiten ausgerichtet. Hier ein Rundlauf, dort ein offenes Wohnzimmer. In der Attika springt die Fassade vor und zurück und schafft so private Dachterrassen. Nicht alle Wohnungen haben dieselbe Stringenz, die Aufstockung fordert Kompromisse. Aus dem Vollen schöpften die Architekten bei den Maisonettewohnungen, die sie entlang des Korridors reihten. Bei den unteren ist das Wohnzimmer lediglich über die interne Treppe zu erreichen. Dies löst die Wohnung angenehm aus dem Haus, ist aber ein Nachteil für Gehbehinderte, was ausnahmsweise bewilligt wurde.

Innen suchen die Architekten den Kontrast: Das Parkett und die weissen Wände wollen nicht auffallen. Die dunklen Tür- und Fensterrahmen setzen markante Akzente. Dass manche Details wie der raue Putz oder die Fliesen im Bad etwas brüsk wirken, liegt auch am Totalunternehmer, der auf den Terminplan und aufs Budget drückte.

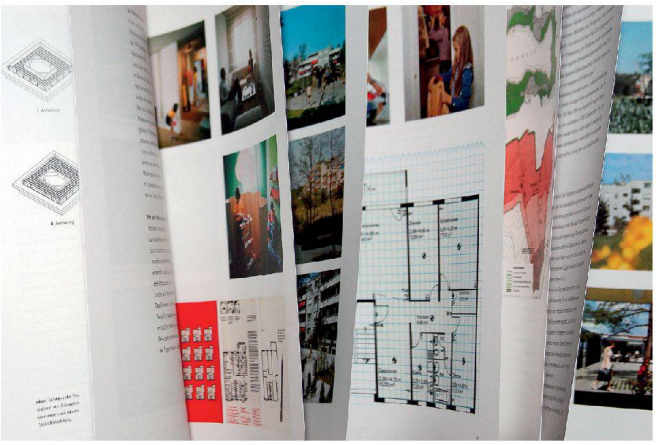
Andres Herzog, Fotos: Roland Bernath

Aufstockung Wohn- und Gewerbehaus, 2013
Wallisellenstrasse 333, Zürich
Bauherrschaft: Pensimo Anlagestiftung, Zürich
Architektur: Birchmeier Uhlmann Architekten, Zürich
Totalunternehmer: Priora Generalunternehmung, Zürich
Bauingenieur: WLW Bauingenieure, Zürich
Holzbauingenieur: Kolb, Romanshorn; Timbatec, Thun
Auftrag: Projektwettbewerb, 2008
Baukosten: Fr. 12,4 Mio.

Das Foto und der glänzend laminierte Einband nehmen die Ästhetik der Siebzigerjahre auf. Ein dickes Buch über eine schwere Platte.



Das Papier geht angenehm durch die Hand.



Pläne und vielfältiges Bildmaterial zeigen, wie bei Göhner gewohnt und gelebt wurde.

Das Format und der Satzspiegel bauen auf dem Rastersystem der Göhnergrundrisse auf.

Wohnungen wie Autos produzieren

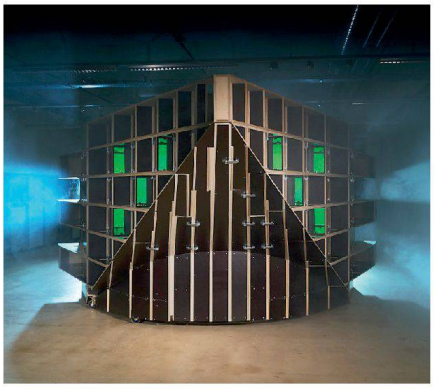
Ernst Göhner war der Gottlieb Duttweiler des Bauens. Sein Ziel war es, durch Rationalisierung und Normung billiger als die Konkurrenz zu sein. Aus der mittelständischen Schreinerei seines Vaters heraus, die er mit Zwanzig übernommen hatte, baute er ein Imperium der Vorfabrikation auf.

In den Sechzigerjahren war Hochkonjunktur. Die Leute hatten zum ersten Mal in der Schweizergeschichte Geld. Sie kauften einen Kühlschrank, einen Staubsauger, eine Waschmaschine und ein Auto. Eine Wohnung aber fanden sie nicht. Doch gegen die Wohnungsnot war ein Kraut gewachsen: die Vorfabrikation. In Volketswil baute Göhner eine Elementfabrik, die rund 1000 Wohnungen pro Jahr herstellte, rund 9000 waren es im Ganzen. Das ist der einfache Teil der Aufgabe. Schwieriger ist es, die Häuser innerhalb der wirtschaftlichen Transportdistanz von dreissig Kilometern in der Landschaft zu verteilen. Woher das Bauland und die Baubewilligung, wie montieren, wie vermieten, wie verkaufen? Fabian Furter und Partick Schoeck-Ritschard haben Göhners Wohnungsbaumaschine zuerst in einer Ausstellung gezeigt und nun in ein Buch gepackt. Sie erzählen von der kurzen Blüte und dem jähen Verwelken des industrialisierten Bauens in der Schweiz, von 1965 bis 1973, von den Konjunkturdämpfungsmassnahmen bis zur Ölkrise. Das Buch geht von den Beständen aus. Die rund zwanzig Siedlungen werden besichtigt, beschrieben, in Bildern und Plänen gezeigt. Die Autoren erläutern das Wie und Warum, und sie befragen Zeitzeugen.

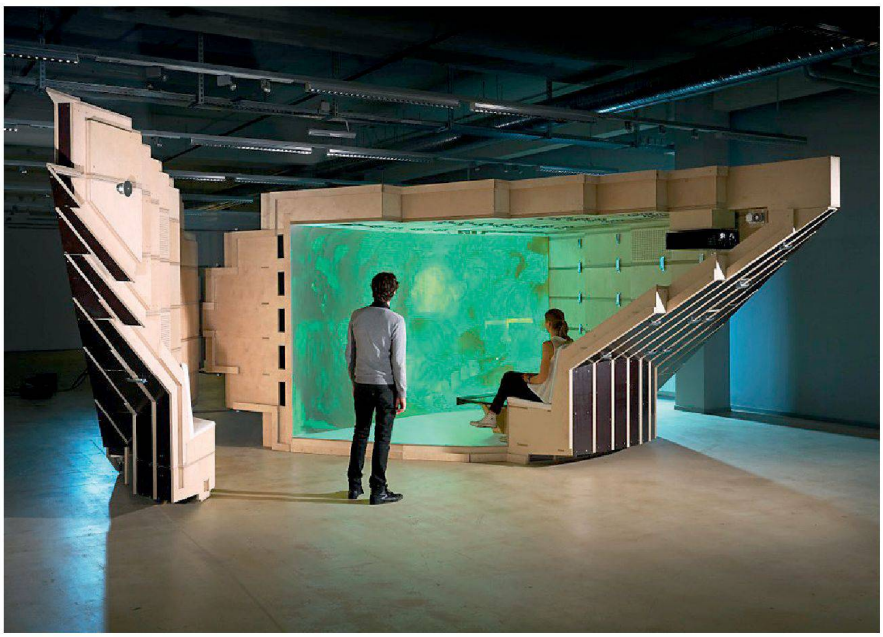
Nur hat das Buch den falschen Untertitel. Statt ‹Wachstumseuphorie und Plattenbau› sollte er ‹Die geknickte Hoffnung› heissen. Göhners Generation glaubte ans System, ans rationelle Bauen, an die technische Vernunft. Wohnungen wie Autos produzieren, das war die Idee. Alle waren von der Notwendigkeit der Massenproduktion überzeugt. Göhner hat diesen Glauben im schweizerischen Massstab verwirklicht. Es geht um Wirtschaftlichkeit, nicht um Architektur.

David Stier, Fotos: Guillaume Musset

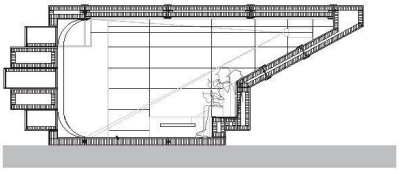
Göhner Wohnen
Wachstumseuphorie und Plattenbau
Autoren: Fabian Furter und Patrick Schoeck-Ritschard
Verlag: Hier + jetzt, Baden 2013
Layout und Satz: Fabian Furter, Baden
Schrift: Avenir von Adrian Frutiger
Papier: Profibulk
Einband: Pappband, glanz laminiert
Druck: Offsetdruck, durchgehend vierfarbig
Preis: Fr. 59.–



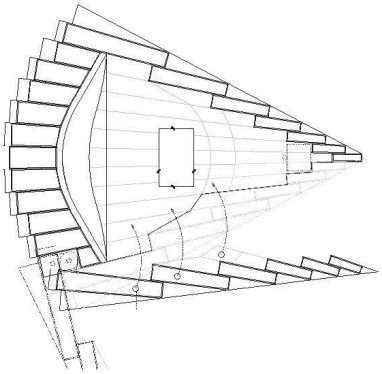
Das ‹Montreux Jazz Heritage Lab› ermöglicht es, Jazzkonzerte von einst neu zu erleben.



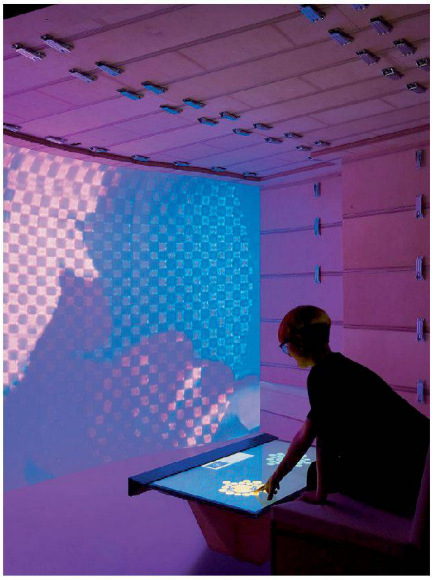
Vier Leute haben in der hölzernen Kokon-Konstuktion Platz – zu zweit ist es angenehmer.



Über dem Publikum ist ein Videoprojektor montiert, zwei Meter davor hängt eine gekrümmte Leinwand.



Gebaut ist das Volumen aus 1300 Holzelementen, die von Bolzen und Spannverschlüssen gehalten werden.



Das Clubtischchen ist zugleich ein Berührbildschirm.

In Jazz tauchen

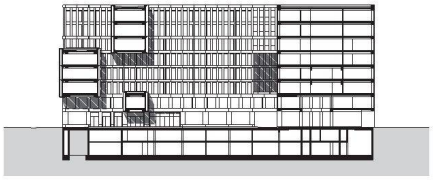
Im roten Lederjäckchen und in nietenbestickten Jeans steht Miles Davis auf der Bühne, den Rücken dem Publikum zugewandt. Seine Trompete setzt ein, der Ton scharf, manchmal leise, melancholisch gefärbt – am Anfang des Projekts ‹Montreux Jazz Heritage Lab› standen Bänder mit 6000 Stunden Bild- und Tonaufnahmen des Jazzfestivals, die es zu digitalisieren galt. Doch wie sollte dieses Material aufbewahrt, wie aufbereitet werden? Und wie liessen sich diese Aufnahmen der Öffentlichkeit zugänglich machen? Anstatt die Mitschnitte der letzten 45 Jahre auf eine Videoplattform zu stellen, beauftragte Claude Nobs vor drei Jahren das EPFL + ECAL Lab, ein multimediales Archiv zu schaffen. Entstanden ist ein Modul von sieben mal acht mal drei Meter, das ermöglicht, die Konzerte von einst neu zu erleben. Entworfen und gebaut haben es die Studierenden von ‹Alice›, dem Lehrstuhl für Architektur und Entwurf von Dieter Dietz an der EPFL, zusammen mit Elektro- und Bauingenieuren.

«Die Herausforderung war es, die Aufnahmen in ein räumliches Gefüge zu bringen, die dem Zuhörer keine schlechte Kopie, sondern ein neues Erlebnis bieten», sagt Projektleiter Nicolas Henchoz. Vier Leute haben in der hölzernen Kokon-Konstuktion Platz – zu zweit ist es angenehmer. Über dem Publikum ist ein Videoprojektor montiert, zwei Meter davor hängt eine vier mal zweieinhalb Meter grosse, gekrümmte Leinwand. Ein Clubtischchen aus Glas ist gleichzeitig ein berührungsempfindlicher Bildschirm. Damit blättern die Zuschauer im Archiv und erleben so etwa Miles Davis' Auftritt von 1973.

Die gelungene Zusammenarbeit von Architektur, Ingenieurwesen und Design zeigt, wie multimediale Archive zukünftig erschlossen werden könnten. Durch den skulpturalen Charakter des begeh- und verschliessbaren Moduls und seine Materialisierung in Holz übersetzen die Macher die digitalen Inhalte gekonnt in die analoge Welt. Gebaut ist das Volumen aus 1300 Holzelementen, die von Bolzen und Spannverschlüssen zusammengehalten werden. Das Modul sei demontierbar und mobil, heisst es. Das allerdings ist unrealistisch – es wiegt 6,5 Tonnen und steht deshalb vorerst im Labor der EPFL. Ein zweiter Prototyp ist in Arbeit und soll 2015 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Lilia Glanzmann,

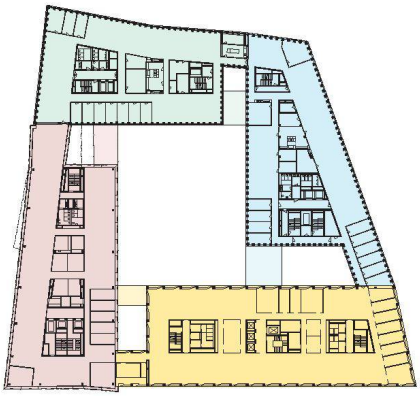
Fotos: Daniela Droz, Tonatiuh Ambrosetti / EPFL + ECAL Lab

Montreux Jazz Heritage Lab, 2012
Multimediales Archiv
Entwurf, Hersteller, Multimedia: EPFL + ECAL Lab / Alice
Material: Sperrholz, Isolierglas
Auftraggeber: Metamedia Center / EPFL, Lausanne
Partner: Montreux Sound & Montreux Jazz Festival
Auftragsart: Forschungsauftrag

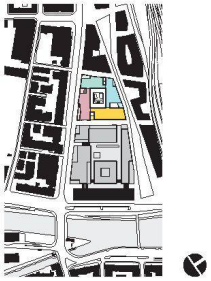


Querschnitt von der Lagerstrasse zur Europaallee.

0 25 50 m

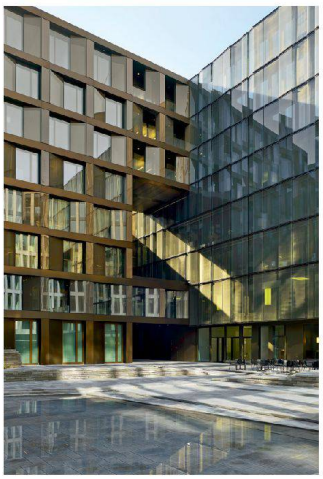


4. Obergeschoss



Baufelder A und C.

Erdgeschoss mit dem öffentlich zugänglichen Hof.



Der Übergang von Chipperfield zu Gigon / Guyer ist bloss ein Tapetenwechsel.

Die stärkste Zäsur: die Fuge zwischen Dudler in Stein und Gigon / Guyer.

Drei Architekten bauen ein Haus

Baufeld um Baufeld wächst die Europaallee im Rücken der Zürcher Sihlpost dem Gleisfeld entlang Richtung Westen. Nach Feld A siehe Hochparterre 11/12 ist nun auch das Baufeld C fertiggestellt: ein Bürohaus für die UBS mit Läden und Restaurants im Erdgeschoss. Gelungen ist das städtebauliche Muster. Es ist die Randbebauung eines öffentlich zugänglichen Hofs, der vielfältige Wegbeziehungen ermöglicht und zu einem ruhenden Pol inmitten des geschäftigen Treibens werden kann, das sich im Quartier dereinst einstellen soll. Anders als der abgehobene Campusplatz im ersten Obergeschoss des Baufelds A ist dieser Hof ins städtische Weggeflecht eingebunden.

Wie die Gebäude des Baufelds A stammt auch das Konzept für diesen Neubau von Max Dudler, der 2006 den Studienauftrag gewonnen hatte. Ist das nicht zu viel Dudler gleich am Anfang der Europaallee? Diese Frage stellte sich die Stadt, und sie konnte den Gewinner motivieren, die Architekten der zweitplatzierten Arbeitsgemeinschaft – Gigon / Guyer und David Chipperfield – mit ins Boot zu holen. Das Volumen wurde viergeteilt und den Architekten übertragen, wobei das Büro Dudler zwei Teile übernahm.

Drei Architekten, vier Gebäude, ein Bauherr, ein Hof, lautet die Formel. Doch sie ist ein Etikettenschwindel: Hinter den unterschiedlichen Fassaden verbirgt sich ein zusammenhängendes Haus. Im Innern sind die Architektenhandschriften zwar zu erkennen, doch der Spielraum bei der Gestaltung der Büroflächen war nicht sehr gross. Bei der Aufteilung auf mehrere Architekten ging es um die Vielfalt in der äusseren Erscheinung.

Bloss: Mehr als ein Tapetenwechsel der Fassade passiert an den Übergängen vom einen Gebäude zum anderen nicht. Nur gerade die Naht zwischen dem gläsernen Gigon / Guyer-Bau und dem steinernen Dudler-Teil an der Lagerstrasse funktioniert: Hier ist der Kontrast am grössten, und zudem springt der Gigon / Guyer-Teil leicht vor und markiert so eine deutliche Zäsur.

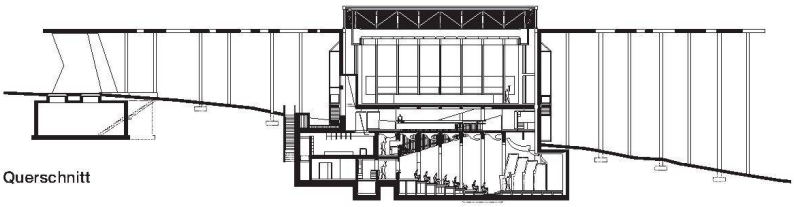
Das Problem ist die Übungsanlage: Am Anfang stand ein Gebäude, das man in vier Teile gegliedert hat. Konsequent wäre gewesen, wenn nach der Aufteilung jedes Architektenteam ein wahrhaft eigenständiges Haus entworfen hätte – mit Fassaden beispielsweise, die einen Anfang und ein Ende haben. Für die Nutzung im Innern hätte das keine Konsequenzen haben müssen, dem Stadtraum hätte eine grössere Eigenständigkeit der Teile jedoch gut getan. **Werner Huber,**

Fotos: Stefan Müller

Gebäudeensemble Europaallee, 2013
Europaallee 21, Zürich
Bauherrschaft: **UBS, Zürich**
Projektentwicklung: **SBB, Bern**
Architektur: **Max Dudler, Zürich (Häuser Europaallee und Eisgasse); Gigon / Guyer, Zürich (Haus Lagerstrasse); David Chipperfield, Berlin (Haus Freischützgasse)**
Landschaftsarchitektur: **Schweingruber Zulauf, Zürich**
Totalunternehmung: **Implenia Schweiz, Dietlikon**

‹Maison de l'Ecriture› in Montricher: Unter dem Betondach sollen dereinst Hütten hängen, in denen Autoren hausen.

In der Bibliothek können die Literaten über 80 000 Bücher studieren.



Querschnitt

Erdgeschoss

Wenn Architekten träumen dürfen

Sanft heben sich die Hügel, glücklich grasen die Kühe. In der Ferne erblickt man den Genfersee und die Alpen. Im Dorf Montricher im Waadtländer Jura ist die Welt noch in Ordnung. Bald wird die Landschaft neben den Bauern Schriftsteller aus aller Welt entzücken. Sie sollen da während maximal eines Jahres wohnen und schreiben. Die Fondation Jan Michalski baut eine ‹Maison de l'Ecriture›, ein Haus der Schrift. Seit 2010 vergibt sie einen internationalen Literaturpreis. Dahinter steht die Roche-Erbin Vera Michalski-Hoffmann, die die Fondation ihrem verstorbenen Ehemann gewidmet hat. Die Stiftung beauftragte den Architekten Vincent Mangeat vom Büro Mangeat-Wahlen mit dem Projekt seines Lebens.

Am Rand des Dorfes, wo vorher eine Kapelle und ein Ferienhaus standen, ging Mangeat aufs Ganze. Er pflanzte Betonbäume, die einen riesigen Baldachin tragen, der das Licht filtert wie ein Wald. Der Architekt baute die Natur nach, goss die Idylle des Ortes in Stein. Dieser artifiziellen Landschaft stellte er zwei Betonkuben entgegen. Im einen befindet sich ein Ausstellungssaal, der aus edlem Eichenholz gefertigt ist. Der andere gleicht einem begehbaren Regal, in dem über 80 000 Bücher liegen. In kleinen, feinen Erkern können sich die Literaten zurückziehen und, die Landschaft vor Augen, sinnieren.

Das Haus fasziniert und irritiert. Im Untergeschoss, das die beiden Kuben verbindet, übertat sich der Architekt aber, die Stimmung kippt. Im Theatersaal zacken die Betonträger durch den Raum, dazwischen wellt sich das Holz. Der Fantasie waren keine Grenzen gesetzt, auch nicht jene der Benutzbarkeit: Der Saal ist zur Treppe und zum Foyer hin offen, eine konzentrierte Vorführung ist unmöglich. Auch hier gilt aber: Die Materialien sind präzis gefügt, aufwendig verarbeitet, wertig. Die Stiftung hat keine Kosten gescheut – und hat alle Zeit der Welt. Denn noch sind keine Literaten eingezogen. Sie sollen dereinst in Hütten hausen, die an den Betonbäumen hängen, ähnlich wie sich das die Metabolisten in den 1960er-Jahren erträumten. Mehrere Architekten sollen diese Hütten entwerfen, Mangeat spricht von einem «Haus als kleine Stadt». An diesem unwirklichen Ort scheinen die Gesetze, denen die Architektur gewöhnlich unterworfen ist, nicht zu gelten. Ob diese Freiheit in architektonischer Dichte oder gebauter Willkür mündet, wird man erst in ein bis zwei Jahren sehen. Vorerst verlässt man den Bau wie nach einem Traum. Entzückt, verstört und voller Fragen. Andres Herzog

Maison de l'Ecriture, 2013
En Bois Désert, Montricher VD
Bauherrschaft: Fondation Jan Michalski pour l'Ecriture et la Littérature, Montricher
Architektur: Mangeat-Wahlen Architectes, Nyon
Landschaftsarchitektur: Raderschallerpartner, Meilen
Generalunternehmer: Losinger, Bussigny
Bauingenieure: E. Dupuis & associés, Nyon, Muttoni & Fernandez, Ecublens

Rund 100 000 Trinkhalme werden beim Schnellverpfleger Hitzberger jährlich verbraucht – sie bestehen aus Maisstärke.

Tropfen auf den heissen Stein

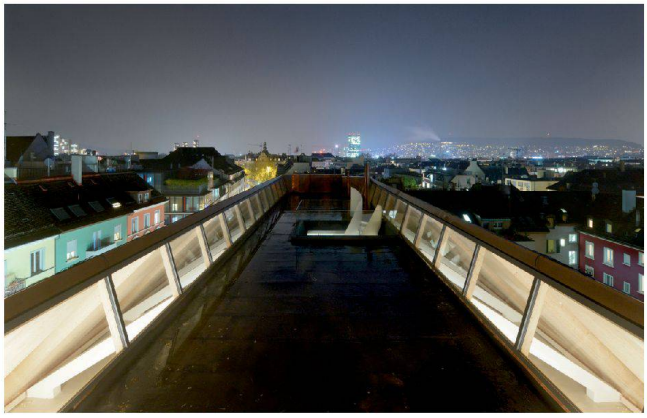
David de Rotschild führt Krieg. Der Bankierssohn und Umweltaktivist hat Trinkhalmen den Kampf angesagt – auf seiner Homepage ‹Straw Wars› fordert er Londoner Wirte dazu auf, Strohhalme aus ihren Restaurants zu verbannen. Damit will er den Plastik- und damit den Erdölverbrauch reduzieren: «Das Problem ist nicht in erster Linie das Material, sondern wie sinnlos wir es verbrauchen – für Trinkröhrchen etwa.»

Nicht ganz so konsequent agiert der Schweizer Schnellverpfleger Hitzberger. Die Restaurantkette propagiert natürliches Fast Food – Salate, Suppen, Sandwiches oder Currys mit hohem Gemüseanteil, die bis zu einem Drittel weniger Kalorien und Fett enthalten als herkömmliches Fast Food. Trinkhalme verbieten? Kein Thema. «Für Pendler, die auf den Zug rennen müssen, ist das ‹Röhrli› praktisch», sagt Geschäftsführer Andy Schwarzenbach. Hitzberger setzt auf Recycling. Die Trinkhalme, Salatschalen und Becher der Gruppe werden aus Maisstärke gefertigt, das Besteck aus Kalkkreide. Gab es vor fünf Jahren erst milchig weisse ‹Röhrli›, sind sie jetzt in einem hellen Grün erhältlich, passend zu Hitzbergers Corporate Design. Und auch das Material wurde optimiert: Die erste Charge war noch nicht hitzebeständig, in warmen Getränken schmolzen die Halme, und die Kalkkreidelöffel verbogen sich in heisser Suppe. Nun sind sie haltbarer, und auch haptisch ist kein Unterschied mehr bemerkbar. Das hat seinen Preis: Die Verpackungen kosten bis zu zwanzig Prozent mehr als solche aus herkömmlichem Plastik.

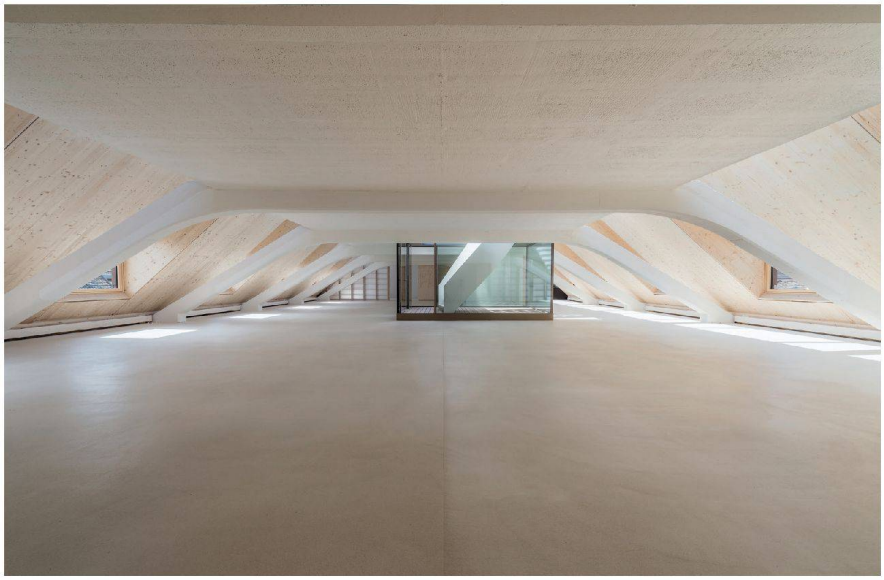
Einweggeschirr und Trinkhalme, die auf Maisstärke basieren, werden als biologisch abbaubar, problemlos zu kompostieren und CO_2-neutral angepriesen. Das stimmt nur bedingt – der Bio-Kunststoff lässt sich einzig industriell und bei sehr hohen Temperaturen kompostieren. Dabei entstehen Wasser und Kohlendioxid. Deshalb sammelt Hitzberger die Becher und Halme in einer eigens entwickelten Rückgabestation, worauf diese in einer Kompogas-Anlage vergären, in der Dünger und Gase entstehen, die auch als Fernwärme genutzt werden können.

Zurück in London. Dort kaufen 3,5 Millionen Menschen täglich ein Getränk bei McDonald's, mindestens so viele Becher, Deckel und ‹Röhrli› wandern in den Müll. Zum Vergleich: Die Gäste des Schweizer Schnellverpflegers Hitzberger verbrauchen gerade mal 100 000 Trinkhalme pro Jahr. Lilia Glanzmann, Foto: Lorenz Cugini

Trinkhalme aus Maisstärke
Bezugsquelle: Hitzberger, Thalwil
Hersteller: Pacovis, Stetten
Material: Polymilchsäure (PLA) basierend auf Maisstärke

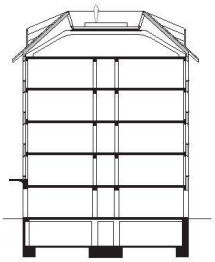


In der Nacht erhellen die Shedfenster den riesigen Dachgarten mit Blick über Zürich.

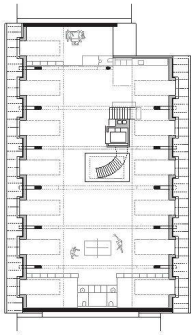


Das wuchtige Stahlbetontragwerk prägt den Raum auch nach dem Umbau.

Das angehobene Dach holt auf zwei Seiten Licht in die Wohnung.



Querschnitt



Dachgeschoss

Das fliegende Dach

Die Architekten staunten nicht schlecht, als sie sich an den Ausbau des Dachstuhls dieses Wohnhauses aus den 1950er-Jahren in Zürich machten. Auf den Plänen der ursprünglichen Baueingabe trugen Holzbalken die Ziegel, in Realität aber sind sie aus Beton. Die Träger überspannen den ganzen Querschnitt des Hauses – ohne Stütze. Die Architekten trauten ihren Augen nicht, doch die Sondierbohrungen der Statiker bestätigten: Die Betonbügel sind mit dickem Stahl bewehrt, das Tragwerkexperiment hält.

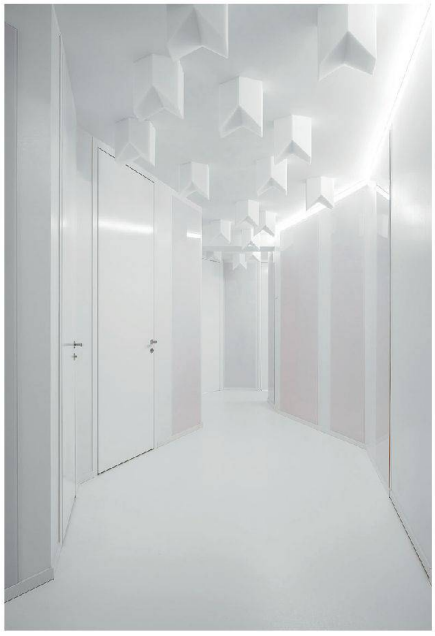
Der Lagerraum sollte zur Wohnung umgebaut werden. Doch die Dachgauben liessen nur spärlich Licht hinein, und die Betondecke drückte schwer von oben. Das künstlerische Tragwerk wollten die Architekten nicht verlieren. Also machten sie das Dach steiler und richteten einen Dachgarten ein, wo vorher das Satteldach in den First lief. Dank dieses Kniffs sind die Räume wohnlich hoch und doppelt belichtet: über die Gauben und über die Shedfenster entlang des Dachgartens. Das neue Dach ist mit unbehandeltem Tannenholz verkleidet. Darunter prägt die alte Tragkonstruktion weiterhin den Raum und erinnert an den Estrich, der hier einmal war.

Der Umbau schafft Mehrraum. Zur inneren Verdichtung wird das Projekt allerdings wenig beitragen. Auf den 400 Quadratmetern erstreckt sich eine einzige Wohnung mit drei separaten Zimmern, die mit Wänden als Büchergestelle abgetrennt sind. Eine Wendeltreppe in einem Glaskasten führt auf die 200 Quadratmeter grosse, begrünte Dachterrasse. Und als wäre das nicht Aussenraum genug, verfügt die Wohnung sogar über einen Balkon zum Innenhof. Wer hier wohnt, hat viel Raum und architektonische Freude. Allen anderen bleibt das luftige Dach verborgen: Von der Strasse her ist der Eingriff kaum sichtbar.

Andres Herzog, Fotos: Dario Lanfranconi, Dan Costa Baciu

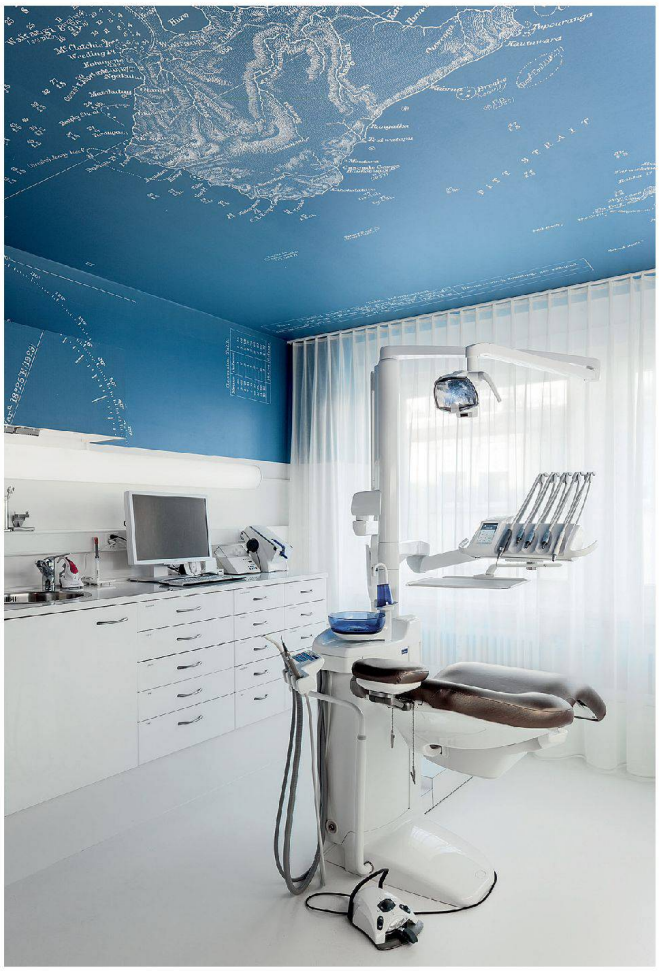
Dachwohnung, 2013
Bäckerstrasse 40, Zürich
Bauherrschaft: Nadine Berg, Thierry Bollag
Bauherrenvertreter: Harry Berg
Architektur: Bétrix & Consolascio Architekten, Zürich,
Projektleiter: Dan Costa Baciu

Zahnarztpraxis Dental Club in Luzern: In einem rotgrünen Kaminzimmer wird der Patient empfangen.



Ein weisser Gang verbindet Empfang und Behandlungsräume.

Textilien und Holz schaffen im Empfangsraum eine warme Atmosphäre.



Weiss steht für die sterile Arbeitswelt des Zahnarztes, auf der blauen Decke trifft der Blick des Patienten auf eine alte Seekarte.

Das Dental-Paradoxon

Mit ‹Wohlfühl-Atmosphäre› wirbt Dr. med. Anton Boyadzhiev für seinen Dental Club in der Luzerner Altstadt – paradox, besucht doch niemand gerne den Zahnarzt oder die Dentalhygienikerin. Die Architekten von OOS lösten die Aufgabe, die Praxis auszubauen, richtig – sie schufen keine Wellness-Oase, sondern lenken den Patienten mit kleinen Eingriffen vom eigentlichen Grund seines Besuchs, von Borer, Zange und Spritze, ab.

Empfangen wird der Patient in einem rotgrünen Kaminzimmer. Hier schaffen Textilien und Holz eine warme Atmosphäre, während sich der Patient die Wartezeit mit iPad und Büchern verkürzen kann. Drei unterschiedliche Spiegel öffnen den kleinen Raum. Details wie das Täfer und die Chesterfield-Kaptionierung sind einfach, aber zeitgenössisch interpretiert. Ein weisser Gang verbindet Empfang und Behandlungsräume. Um diese zentrale Zone gliedern sich Besprechungszimmer, Sterilisation, Röntgenraum, Mitarbeiterraum und das Patientenbad.

Die drei Behandlungsräume werden durch einen Horizont visuell unterteilt – während der untere, weisse Teil für die sterile Arbeitswelt des Zahnarztes steht, gibt die blaue Decke, die im Fokus des Patienten liegt, den Blick auf eine alte Seekarte frei, auf der es kleine Details zu entdecken gibt. Warum eine statische Tapete, wenn es doch flache OLED-Monitore gibt? Das war keine Option, da die Architekten das gesamte obere Raumdrittel bespielen wollten. «Die Motive an der Decke animieren den Patienten, Unvermutetes zu bemerken oder bislang Unbekanntes zu finden», sagt die Projektleiterin Christiane Agreiter.

Die Balance zwischen Krankenhaus-Ästhetik und Wellness-Oase zu finden, ist diffizil. Die Architekten schafften den Spagat, indem sie die Arbeitsschritte des Zahnarztes analysierten, die verschiedenen Abläufe der Konsultation interpretierten und die Bilder schliesslich zu einem atmosphärischen Ganzen fügten. Zwar arbeiteten sie mit Szenografien, hielten den Entertainment-Faktor aber tief und schafften es dadurch, sich von der herkömmlichen Zahnarztpraxis abzuheben, ohne in befremdliche Typologien abzudriften.

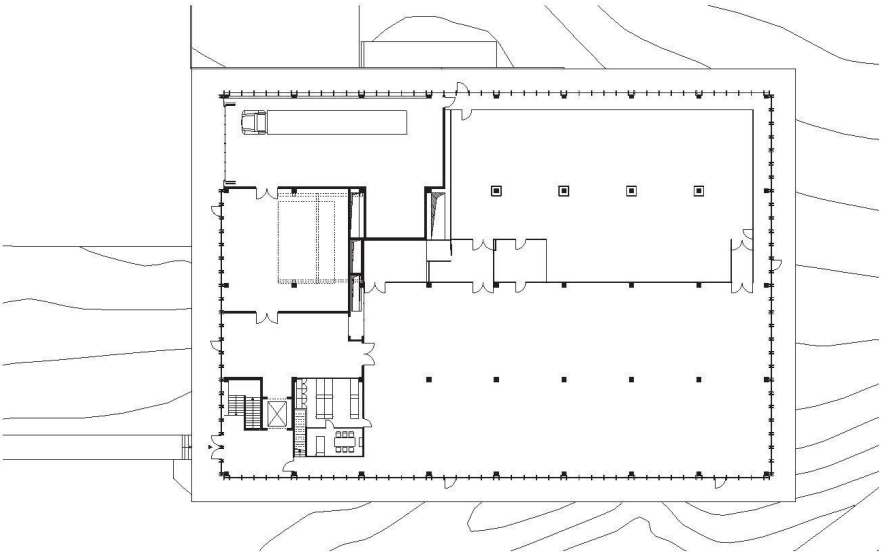
Lilia Glanzmann, Fotos: Claudia Luperto, Dimitri Semko

Ausbau Zahnarztpraxis Dental Club, 2012
Grendelstrasse 15, Luzern
Bauherrschaft: Anton Boyadzhiev
Architektur: OOS, Zürich
Auftragsart: Direktauftrag
Projekteitung: Christiane Agreiter
Bruttofläche: 138 m²

Dritter Pavillon des Maschinenbauers Trumpf in Grüsch: ein lichter Holzbau auf einem Betonsockel. Foto: Ralph Feiner

Arbeitswelt mit Tageslicht. Foto: Erwin Keller / Keller Media

Längsschnitt



Erdgeschoss

0 5 10 m

Hightech im hellen Holzpavillon

Die Prättigauer Gemeinde Grüsch hat eine Wiese unterhalb des Dorfes schon vor 25 Jahren als Gewerbegebiet bereitgehalten. Ueli Gadient, Alt-Ständerat und Wirtschaftsanwalt, holte die Firma Trumpf, ein deutsches Hightech-Unternehmen, ins Bergtal. Es entstand ein Fabrikenviertel aus geschlossenen, roten Industriebauten.

In den Neunzigerjahren machte Regina Leibinger als Architektin Karriere. Sie ist eine Tochter des Firmengründers und begann mit ihrem Berliner Büro Barkow Leibinger bald das architektonische Gesicht des weltweit agierenden Maschinenbauers Trumpf zu formen. So kamen in Grüsch drei heitere Pavillons aus Holz zu stehen. Die ersten zwei sind Labors für die Entwicklung und die Prüfung der unterschiedlichen Laserschneide- und Markiermaschinen.

Der dritte ist ein lichter Holzbau. Auf einem betonierten, zu einer Terrasse rund ums Haus erweiterten Sockel ist auf 45 Pfeilern ein Holzdach aus doppelt geführten Hauptträgern und Pfetten aus verleimtem Brettschichtholz zusammengesteckt. Die vier Seiten deckt eine auf 1,5 Meter gerasterte Fassade mit grossen Glasscheiben zu. Das Holz kommt aus dem Tirol ins mit Holz überaus gesegnete Prättigau.

Drei Dutzend Ingenieure, Monteure und Arbeiterinnen setzen im Neubau die überall in Europa gefertigten Teile zu Lasermaschinen zusammen, die zum Beispiel die Tasten auf den Handys mit Zahlen markieren oder Schriftzüge auf komplexe Formen gravieren. In der weiten, 4,5 Meter hohen Halle wird konzentriert eingepasst, geschraubt und gefügt. Es ist eigenartig feierlich in dieser neuen Arbeitswelt – Krach, schwarzes Öl, Enge und Hektik sind anderswo. In einem Raum haben die Arbeiterinnen gar Häubchen auf dem Kopf und sind staubfrei eingepackt. Sonnenlicht begleitet ihre Arbeit vom Morgen in den Abend. Im Untergeschoss sind Werkstätten und Technikräume eingerichtet – bemerkenswert, welch schöne Betonarbeit sich ein Industriebetrieb leistet. Vom Keller führt ein langer Gang zu den zwei anderen Pavillons – spektakulär für Arbeiter mit Rollbrett oder Trottinett. Köbi Gantenbein

Dritter Pavillon für Trumpf, 2013
Ausserfeld, Grüsch GR
Bauherrschaft: Trumpf, Grüsch
Architektur: Barkow Leibinger, Berlin; Mitarbeit: Klaus Reintjes, Hans-Georg Bauer, Julia Schüler, Christina Möller
Bauleitung: Natter, Architektur + Baumanagement, Chur
Ingenieur: Conzett Bronzini Gartmann, Chur
Holzbau: Holzbau Amann, Weilheim-Bannholz (D)
Auftragsart: Direktauftrag